

# Brennpunkte

Sandrine Schilling Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit

Eine Auswertung von Interviews mit italienischen und kosovo<sup>1</sup>-albanischen

*Vorbemerkung:* Es gibt in der Schweiz neben Fremdenfeindlichkeit auch *Fremdenfreundlichkeit*. Weder die Autorin noch die hier zitierten Personen würden dies in Frage stellen.

MigrantInnen

Fremdenfeindlichkeit ist heute in der Schweiz ein vieldiskutiertes Thema. Kaum einmal wird jedoch ersichtlich, in welchen konkreten Bereichen AusländerInnen mit diesem Phänomen konfrontiert werden, was sie persönlich erleben und wie sie damit umgehen. Deshalb bin ich im Rahmen meiner Lizentiatsarbeit am Ethnologischen Institut der Universität Zürich diesen Fragen nachgegangen und habe MigrantInnen gesucht, die Fremdenfeindlichkeit erlebt haben und bereit waren, darüber zu berichten.

Im Mittelpunkt des vorliegenden Aufsatzes stehen also die persönlichen Erfahrungen von MigrantInnen mit Fremdenfeindlichkeit. Ich habe mit 12 ItalienerInnen, welche vor 1970 in die Schweiz immigriert sind und heute in Zürich leben, und 12 Kosovo-AlbanerInnen in den Kantonen Zürich, Basel und Luzern eine Reihe von Interviews durchgeführt. Sie haben mir darüber Auskunft gegeben, wie und in welchen Lebensbereichen sie in der Schweiz persönlich mit Fremdenfeindlichkeit, Vorurteilen und Ablehnung konfrontiert worden sind oder es heute noch werden.

Zur Zeit der Hochkonjunktur der 50er Jahre gelangte eine grosse Zahl von Italienern und Italienerinnen als Arbeitskräfte in die Schweiz. Obschon ihre Leistungen geschätzt wurden, fühlten sich viele unter ihnen hier fremd und nicht wirklich erwünscht. Heute ist diese grösste ImmigrantInnengruppe bei der Mehrheit der Schweizer Bevölkerung beliebt: Man verbringt nach wie vor gerne in ihrem Land die Ferien, manche ihrer kulinarischen Spezialitäten gehören zu unserem alltäglichen Menüplan, und man schätzt ihre sprichwörtliche Spontaneität und Fröhlichkeit.

Nicht so verhält es sich mit den AlbanerInnen aus Kosovo. Kaum ein Tag vergeht, ohne dass sie in den Medien erwähnt würden. Sie gelten als aggressiv und kriminell und werden mit Drogengeschäften in Zusammenhang gebracht: Ihr Image in den Medien und in der Schweizer Öffentlichkeit ist tendenziell negativ – in ähnlicher Art und in einer ähnlichen Masse, wie es dasjenige der Italienerinnen und Italiener vor Jahren war.

Als Resultat meiner Interviews entstand eine Sammlung von

Erlebnisberichten, die einen nachdenklich stimmen. Erhebliche Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche, schlechte Arbeitsbedingungen und tiefe Löhne, Probleme der Kinder in der Schule, Probleme aber auch mit Schweizer Nachbarn und staatlichen Behörden gehörten und gehören für die interviewten Personen beinahe zum Alltag. Auch im Freizeitbereich, in Restaurants und Discos, auf der Strasse, in öffentlichen Verkehrsmitteln, in Geschäften, im Gesundheitswesen und in Partnerschaften mit SchweizerInnen wurden und werden die befragten ImmigrantInnen mit pauschalen Urteilen konfrontiert. Ein Italiener zieht in diesem Zusammenhang folgende Bilanz:

«Bei jeder Kleinigkeit bekamen wir zu spüren, dass wir nicht beliebt waren.»

Ihre Verletztheit aufgrund der erlebten Diskriminierungen bringt eine Kosovo-Albanerin folgendermassen zum Ausdruck:

«Es ist wirklich schwierig, wenn man sich wie die hässliche Ente fühlt. [...] Wir sind auch Menschen. Man bekommt ein Gefühl, dass man überall unerwünscht ist. Überall unerwünscht, obwohl man gar nichts tut, um unerwünscht zu sein.»

Eine weitere Kosovo-Albanerin sieht sich gar als «Mensch zweiter Klasse». Es kann offensichtlich bereits genügen, gebrochen Deutsch zu sprechen, einen ausländisch klingenden Namen zu haben oder «fremdländisch» auszusehen, um negativ kategorisiert und bewertet zu werden.

Die befragten Personen eröffnen durch ihre Erlebnisschilderungen und mit ihren Zeitzeugenberichten den Zugang zu einer Welt, von welcher SchweizerInnen in der Regel keine oder nur geringe Kenntnis haben.

«Wir durften die Türe nicht zumachen und nicht im gleichen Bett schlafen. Der eine da und der andere dort. [...] In die Küche durften wir nicht. Nur ins WC und fertig. Auch nicht in die Dusche. Wir mussten hinaus in die Dusche, wo alle gehen. [...] Wir haben gedacht, «so viel Geld, und wir können nicht einmal einen Kaffee machen». Nichts, nichts, nichts durften wir in diesem Zimmer machen.»

Die italienische Frau, von der dieser Bericht stammt, erinnert sich, wie erstaunt sie war über die Untermietverhältnisse, die sie in der Schweiz antraf. Die Wohnverhältnisse waren vor allem für Saisonniers prekär:

«Es hatte viele Bauernhäuser. Diese Bauern haben sofort gemerkt, dass man Geld machen kann. Sie haben alte Scheunen etwas umgebaut und unheimlich viele Menschen dort hineingestopft. Jeder hat bezahlt. Am Ende hat das mehr als ein Feld Mais rentiert», rechnet ein italienischer Gewerkschafter, der als Saisonnier in die Schweiz gekommen ist, nach. Und:

«Es hat Sauställe gegeben, die in Unterkünfte für Saisonniers umgewandelt worden sind. Hier am Rande von Zürich. Es wurde nur ein bisschen gemalt. Das waren traurige Situationen.»

Fremdenfeindlichkeit gegenüber ItalienerInnen war allgegenwärtig:

«Die Leute hatten wirklich so einen Hass auf uns. Das ist mir mehrere Male passiert, dass ich auf der Strasse angespuckt worden bin. Die haben schon gemerkt, dass wir Ausländer sind. Sie haben einfach gesagt ‹Tschinggeli, Tschinggeli!› und haben gespuckt.»

Und immer wieder werden die Verhältnisse in den Mietwohnungen hervorgehoben:

«Die Hauswartin ist immer in die Wohnung kontrollieren gekommen. Ich finde, das ist nicht recht. Niemand hat das Recht. [...] Sie hat dann einfach geläutet und ist hinein, sie müsse die Wohnung kontrollieren. [...] Ich war die einzige Italienerin im Haus. Bei den anderen hat sie das nicht so gemacht.»

Vielleicht vermag sich jemand noch daran zu erinnern, dass in den 60er Jahren vor einigen Zürcher Restaurants Schilder hingen mit der Aufschrift «Verboten für Italiener». Längst vergangene Zeiten? – Nicht unbedingt. Doch sind es heute nicht mehr die «Gastarbeiter» aus Italien, sondern hauptsächlich Menschen – unter ihnen zahlreiche AsylbewerberInnen und Flüchtlinge – aus Kosovo, die sich denselben oder ähnlichen Diskriminierungen ausgesetzt sehen. Einige Discos und Bars in Luzern und Zürich lassen keine Kosovo-AlbanerInnen eintreten.

«Die Kosovo-Albaner dürfen hier nicht in die Disco hinein. Die Jugendlichen machen selber eine Unterscheidung: Sie gehen zusammen in die Schule, ins Restaurant, überall hin, aber nicht in die Disco.»

Dies stellt eine albanische Mutter fest. Ein anderer Albaner erzählt von einem Besuch in einem Restaurant:

«Als ich hereinkomme, kommt die Restaurantbesitzerin und sagt: ‹Hier ist eine geschlossene Gesellschaft.› Obwohl es nicht so war. Das habe ich schon gewusst und bin gegangen.»

Besonders häufig sind Diskriminierungen im Bereich der Erwerbstätigkeit. AusländerInnen, die sich ihrer Rechte nicht immer bewusst, aber auf Arbeit unbedingt angewiesen sind, können sich in dieser Situation kaum wehren. Das Argument, MigrantInnen würden der Schweizer Bevölkerung in Zeiten der Rezession Arbeitsplätze wegnehmen, wird von den meisten befragten Personen vehement verworfen:

«Wir haben wirklich den letzten Dreck am Arbeitsplatz gemacht; das, was die Schweizer nicht machen wollten», erzählt eine italienische Küchenhilfe.

«Sie [die ItalienerInnen] haben nie eine Arbeit weggenommen»,

schliesst ein italienischer Gewerkschafter ebenfalls.

«Sie haben nur Stellen besetzt, welche die Schweizer nicht haben wollten.»

In der Tat wurden MigrantInnen hauptsächlich im Bau- und Gastgewerbe sowie in der Textilindustrie angestellt, wo meist harte körperliche Arbeit verlangt wird und eine Anstellung wenig lukrativ ist. Ein italienischer Mechaniker führt seine Arbeitsbedingungen vor Augen:

«Wir haben grosse Turbinen gebaut, riesige Röhren usw. Wir arbeiteten mit Schweissmaschinen und haben das Kabel über unsere Schulter genommen, als wir auf die Leiter stiegen. Das Kabel wurde sehr warm. Beim Duschen nachher hatte fast jeder von uns schwarze Spuren auf der Schulter. Wir mussten krampfen ...»

Die Entlohnung von SchweizerInnen und AusländerInnen für die gleiche Arbeit war und ist nicht immer identisch. Ein italienischer Schlosser erzählt:

«Wir Ausländer hatten einen Stundenlohn und die anderen einen Monatslohn. Das ist schon eine Diskriminierung. [...] Die anderen hatten einen schönen Monatslohn und keine Probleme. Sie konnten einen Tag zu Hause bleiben, wenn es ihnen einmal ein bisschen schlecht war, und wurden trotzdem bezahlt. Wir hatten diese Möglichkeit nicht.»

Kosovo-AlbanerInnen werden in der heutigen Zeit mit demselben Problem konfrontiert:

«Ich bekomme weniger Lohn als die Schweizer. Sie [die Arbeitgeberin im Pflegeheim] hat gesagt, ich bekomme weniger Lohn wegen der Sprache. Nur wegen der Sprache!»,

sagt eine albanische Pflegerin nachdenklich und überlegt sich, wie viel weniger Geld es wohl sein könnte.

«Die Ausländer müssen immer eine Stufe weniger sein. Die Schweizer sind hier geboren, und sie bekommen mehr Lohn. Aber ich mache die gleiche Arbeit wie die Schweizer.»

Eine Kündigung am Arbeitsplatz kann für eine ausländische Person schwerwiegende Auswirkungen haben, zumal es nicht einfach ist, eine neue Stelle zu finden. Dieselbe Frau fährt fort:

«Meine Krankheit habe ich im Restaurant gekriegt: Ich habe mit dem Rücken Probleme. Seit dem 1.10.1998 bin ich arbeitslos. Ich war drei Wochen im Spital. Am dritten Tag kriegte ich die Kündigung. Das war wie ein Schock. Der Chef sagte, die Gäste seien unzufrieden mit mir. Und was habe ich mit den Gästen zu tun?»

Die Kosovo-Albanerin gibt die unerwartete Antwort gleich selber:

«Ich arbeite doch am Buffet!»

Die grosse Mehrheit der interviewten Personen hatte erhebliche Schwierigkeiten, eine Wohnung zu finden. Entweder sagte man ihnen am Telefon, die betreffende Wohnung sei bereits vergeben, oder man war direkter, indem man die gesichtslose Stimme am anderen Ende der Leitung wissen liess, man vergebe keine Wohnungen an Ausländer. Nichtakzentfreies Deutsch fungiert als Erkennungsmerkmal. Eine Italienerin:

«Dann haben wir eine Wohnung gesucht. Wohnungen für Ausländer – keine. Da ist vor der Eingangstüre gestanden: «Keine Ausländer.» Damit man gleich wusste, dass man gar nicht zu fragen brauchte. Wenn ich telefonierte, merkten sie schnell, dass ich Ausländerin bin – und zack, sie haben aufgehängt. Was willst du machen? Wir haben eineinhalb Jahre lang eine Wohnung gesucht!»

Sogar Wohnungsvermittlungsdienste gehen mitunter gleich vor:

«Es war ein Mann dort, und der hat mich gefragt, woher ich komme. «Aus dem Kosovo», sagte ich. Dann sagte er: «Lieber nicht. Melden Sie sich lieber nicht hier an. Wenn Sie unsere Inserate in der Zeitung sehen, dann rufen Sie uns an. Vielleicht ist es noch frei.» Also das heisst, wenn die Schweizer sie nicht nehmen, dann kommst du in Frage»,

schliesst eine Albanerin. Auch in Geschäften werden ausländische und Schweizer KundInnen nicht immer gleich behandelt:

«In den Geschäften, wenn ich gegangen bin und die Frau gefragt hat, ob ich Hilfe brauche, und wenn sie merken, dass ich nicht gut Deutsch kann, dass ich ein gebrochenes Hochdeutsch spreche, dann sind sie ganz komisch»,

berichtet eine albanische Frau. Eine weitere Kosovo-Albanerin hat mit ihrem Sohn ähnliche Erfahrungen gemacht:

«Hier ist ein Kiosk, wo ich einkaufen gehe. Wenn ich mit meinem Sohn zusammen gehe, schaut sie [die Kioskfrau] so herum. Sie hat so Angst, dass er etwas nimmt. Sie schaut nicht, was ich bezahlen möchte. Wir sind aber keine Verbrecher. [...] Das passiert auch in den Läden, wenn ich einkaufen gehe. Dann gehen die, die dort arbeiten, hinter uns. Das stört mich. Ich gehe nicht dorthin, um zu klauen, sondern, um etwas zu kaufen. [...] Du zahlst mit dem gleichen Geld, aber du wirst anders behandelt. Dann fühlst du dich, wie wenn du dieses Geld geklaut hättest.»

Dass bereits bei Kindern Vorurteile entstehen können, legt eine junge albanische Mutter dar:

«Man sieht das am besten bei den kleinen Kindern. Alle Kinder können miteinander spielen, und es gibt keine Vorurteile. Ob-

wohl sie nicht die gleiche Sprache sprechen, können sie sehr gut miteinander spielen. Die Kinder akzeptieren einander so, wie sie sind. Bis die Eltern diesen Gedanken hier in den Kopf einpflanzen. Dann wachsen die Kinder mit diesem Gedanken auf.»

Dass nicht nur Schweizer Kinder, sondern auch Lehrerinnen und Lehrer teilweise voreingenommen sind, galt für die befragten Eltern als grosses und allgegenwärtiges Problem. Es hiess, dass zahlreiche ausländische Kinder aus nicht immer plausiblen Gründen in die Realschule geschickt würden, obschon manche durchaus die Sekundarschule besuchen könnten.

«Mein Bub hatte die Noten, um in die ‹Sek› zu kommen. Dann ist er an die Prüfung gegangen, und er schaffte es nicht – wegen einer halben Note, mündlich. Immer mündlich, wo man nicht kontrollieren kann ... Jetzt hat mein Sohn die Realschule gemacht, dann hat er vier Jahre eine Lehre gemacht. Das ist alles gut gegangen, und jetzt macht er das Abendtechnikum.»

Die ehemalige Präsidentin eines AusländerInnen-Elternverbandes, Italienerin, hatte sich täglich mit dieser Thematik auseinandersetzen und erkannte deshalb die Zusammenhänge:

«Die Lehrer sagten, wenn die Eltern fragen gegangen sind, wie es ihrer Tochter oder ihrem Sohn in der Schule geht: Ja, gut! Und Ende Jahr gab es einfach nur eine 4 oder eine 4,1. Nachher musste das Kind in die Sonderklasse oder musste nochmals repetieren. Dabei waren die Kinder nicht dumm! Ich habe den Eltern immer gesagt: Ihr müsst nicht fragen ‹Wie geht es meinem Sohn oder meiner Tochter in der Schule?›, sondern, ‹Ist es genug, was mein Sohn in der Schule macht, um auf dem gleichen Niveau wie die anderen zu bleiben?› [...] Aber die Lehrer haben gesagt: ‹Ja, ja! Für ein Fremdarbeiterkind ist das gut!› Doch Ende Jahr haben wir gesehen, dass das nicht gut war.»

Die Angehörigen der italienischen Diaspora in der Schweiz sind heute bei der Schweizer Bevölkerung zweifelsohne beliebter als vor zwei, drei Jahrzehnten. Eine Italienerin ist der Meinung, dass sich die Fremdenfeindlichkeit immer wieder auf neue Ausländergruppen konzentriert:

«Damit sich dieses Bild der Italiener ändern konnte, mussten andere Leute von anderen Ethnien hierherkommen.»

Ein gewerkschaftlich aktiver Italiener bestätigt dies und kommt zum Schluss:

«Der zuletzt kommt, wird verdrängt, zerdrückt, in eine Ecke gestossen.»

Er meint damit die ImmigrantInnen aus Spanien, Portugal, der Türkei, aus Sri Lanka und schliesslich aus Ex-Jugoslawien, die in der genannten Reihenfolge mehr oder weniger Fremdenfeindlichkeit erleben mussten. Die «Zuletztgekommenen» sind im

Moment die AlbanerInnen aus Kosovo. Auf die Frage, was sie denn gegen die Diskriminierungen unternehmen wolle, äussert eine Albanerin:

«Ich werde dagegen kämpfen. Mein Kampf ist eher ein indirekter Kampf: dass ich wirklich die Sprache gut lerne und dass ich mich irgendwie anpasse in dieser Gesellschaft.»

Sie zögert einen kurzen Moment und fährt dann fort:

«Aber das wäre wie eine Maske für mich. Das wäre dann nicht ich, sondern ich wäre eine assimilierte Person. – Im Gegenteil, ich muss kämpfen, dass sie mich akzeptieren, wie ich bin. So wie eine Fremde. Aber das wird schwierig sein. Ich muss einfach da sein, damit die Leute merken, dass ich da bin.»

- 1 *Kosovo* ist die offizielle, zugleich aber serbo-kroatische Schreibweise. Sie hat sich im Sprachgebrauch der deutschsprachigen Medien etabliert, ist aufgrund der aktuellen politischen Verhältnisse korrekt und wird deshalb auch im vorliegenden Text verwendet. Die albanische Bevölkerung dieser Region verwendet jedoch die Bezeichnung *Kosova*.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.  
Zürich: Limmat Verlag und [www.migrant.ch](http://www.migrant.ch)



Except where otherwise noted, this site is  
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)